R. B.
L. g.
o. 42.

Skizzen=Buch

von

Phantasus

für

1834.

Kb V 14

(Gek. v. Deischer zu München
1843)

L. g. o. 42. R. B.

Skizzen-Buch von Phantasus.

Für

1 8 3 4.

„Halt!"

(Zur Erzählung: Giubietta und Bernardo.)

Skizzen-Buch

von

Phantasus.

Herzog Max in Baiern

BIBLIOTHECA BAVARICA

Für

1834.

München.
Bei Georg Franz.

Der Fürstin

S. — W. — *

gewidmet

vom Verfasser.

Giulietta und Bernardo.

Nachtstück.

Zu Rom, am Fensterbogen seines stattlichen Gemaches, saß in düstre Träume versunken Graf Armosini, das Haupt auf die Rechte gelehnt, den finstern Blick zur Erde geheftet. Ein Gedanke schien ihn zu beschäftigen; doch nicht Freudiges mochte es sein; denn von Minute zu Minute verfinsterte sich mehr und mehr die in Falten gezogene Stirn. Endlich begann er: „Ich muß Gewißheit zu erhalten trachten. Nicht länger vermag ich's, diesen peinlichen Zustand qualvoller Zweifel zu ertragen. Denn fürwahr, diese ängstige Ungewißheit ist schrecklicher als der Schmerz der Ueberzeugung. — Ist dies der Lohn meiner Treue? Dies die Erfüllung schöner und froher Träume? Ha Falsche! Nicht länger

sollst du mich getäuscht haben, und rasch emporspringend zog er die Klingel. Herein trat der greise Simeone, des Grafen treuer alter Diener, der Pfleger seiner ersten Jugend, daher auch wohl nicht mit Unrecht der Vertraute seines bis jetzt gewaltsam unterdrückten Unmuthes. „Was gebeut mein Herr?“ fragte der Greis. „Simeone,“ begann der Herr, indem er seine Hand auf des Alten Schulter legte, „ich kenne und schätze Dich als längst und zur Genüge erprobten Diener meines Hauses. Was zu meiner Wohlfahrt gedient, hatte für Dich stets ein heiliges Interesse. So vernimm den Befehl Deines unglücklichen Herrn. Es kann Deinem wachsamen Auge nicht entgangen seyn, was mich seit Monden schon beunruhigt. Ich meine das Benehmen der Gräfin gegen den jungen Fürsten Bernardo Zampieri. Sie sprechen sich täglich. Wandle ich auf dem

Korso mit ihr, so drängt sich jedesmal der Verhaßte herzu. Ja, in das Innere des Hauses selbst hat sich der Elende gewagt, und wenig Tage verstreichen, ohne daß er ihr die Freude seines Besuches zu Theil werden läßt. Denn, daß sie ihn liebt, liebt mit der höchsten Gluth der Leidenschaft, daran möchte wohl Niemand mehr zweifeln, der nur Einen ihrer zärtlichen Blicke belauschet, deren sie ihm unzählige zuzuwerfen pflegt. Bis jetzt habe ich dem Drange des blutenden Herzens Widerstand geleistet. Ich weiß, ich quälte sie in den ersten Jahren unsers Beisammenseyns mit ungegründeter Eifersucht. Eben deßhalb hielt ich mich so lange zurück; that mir Gewalt an, den Mißmuth im Busen gefangen haltend. Allein jetzt muß ich Ueberzeugung, muß Gewißheit erlangen. Aus den irrenden Phantomen frühern Argwohns hat sich schreckliche Wirklichkeit erschaf-

fen. Was ich einst geträumt, es ist jetzt in's wirkliche Leben getreten. Kein Zweifel waltet mehr ob, sie liebt ihn, er liebt sie. Doch nicht voreilig will ich die Meineidige verdammen. Daher sey es Dir vorbehalten, alter Mann, jeden ihrer Schritte genau zu beobachten, ohne daß es von ihr bemerkt werde. Gleichwie Du meiner frühesten Jugend Tage hütetest, so schütze nun auch die gefährdete Ehre, den bedräuten häuslichen Frieden des reifen Mannes. Ist sie schuldig, so treffe sie schwere Buße. Sie mag alsdann ihre Tage im Kloster der Klarissinnen beschließen, deren Priorin mir von Kindheit an wohl bekannt ist. Ich werde nicht säumen, mich für den schlimmsten Fall vorzusehen; daher eile ich sogleich zu der würdigen Frau, sie vorzubereiten; denn ich ahne das Schrecklichste von Deiner Entdeckung.

Der alte Simeone schüttelte bedenklich

das silbern gelockte Haupt. Man sah es ihm an, ihn freue wenig der Auftrag seines geliebten Herrn und Gebieters.

Allein von jeher gewöhnt, zu gehorchen, insbesondere Ihm, dem er von ganzer Seele zugethan war, fügte er sich stillschweigend in den unabänderlichen Willen seines Herren.

Es war an einem Morgen des Jahres **1623**, als die reizende Gräfin Giulietta Armosini in ihrem geräumigen Garten, der an die Villa anstoßend war, sich erlustwandelte. Die Sonne stand schon ziemlich hoch, daher auch die Hitze schon begann, weßwegen wir sie das dunkle Pinienwäldchen aufsuchen sehen, woselbst sich die Reizende auf eine Ruhebank nieder ließ. Das Auge auf die nicht ferne, majestätische Peterskuppel gerichtet,

vernahm ihr lauschendes Ohr den feierlichen Klang der dumpfen Glocke, und mächtig bewegt von der stillen Feier des Augenblicks, füllten sich die großen braunen Augen des wunderlieblichen Weibes mit Zähren stiller Wehmuth. „Allmächtiger Gott, gib mir Stärke,“ betete sie leise; „laß mich siegreich aus diesem Seelenkampf hervorgehen, der mich früher oder später ohnehin in das Grab fördert.

Daß ich ihn niemals geliebt, ist Dir bekannt, Allmächtiger. Ach, mich zwang der seligen Eltern eiserner Wille zu dieser Verbindung. Aber vor einem verbrecherischen Schritte mögest Du mich gnädig bewahren, Du mein Gott! vor Unüberlegtheit, die ein schwaches Weib nur allzuleicht begehen könnte. Laß' mich seinem Drängen zur Flucht widerstehen. Ach! ist's nicht Sünde genug, daß ich ihm mein Herz zum Opfer gebracht!“

— Solches klagte das gepeinigte Wesen und reichlicher flossen Thränen über das alabasterne Antlitz der schönen Giulietta. Da rauschte es im nahen Gebüsch und alsbald stand vor ihr der junge Fürst Bernardo Zampieri, mit liebeathmendem Blick ihre Rechte an die Lippe schmiegend. „Du hast geweint, Geliebte?“ fragte der Jüngling mit theilnehmender Miene. Er fuhr fort: „Fast vermöchte ich's, die Ursache Deiner Wehmuth zu errathen. Irre ich mich nicht, so rührt sie von dem Zustand von Beängstigung her, der Dich neulich schon ergriff, als ich Dir den verwegnen Anschlag zum Erstenmal völlig eröffnete, als ich Dir sagte, daß ich als heute erscheinen würde, Deinen Entschluß zu vernehmen. O laß Dich erbitten. Folge mir in ein fernes Land; suchen wir einen stillen Ort, wo wir ungestört dem Glücke ewiger Liebe und Freundschaft leben können,

woselbst eine neue Glaubenslehre blüht, nach derer menschenfreundlichern Milde uns längst ersehnte Vereinigung entgegen lächelt. Alles ist bereit. Der Abrede gemäß harren die Rosse heute Nacht hinter der Mauer an der Porta del Popolo. Ich selbst will an der Pforte Deines Pallastes an der Ripetta Deiner harren. Ein dreimaliges Zeichen mit der Hand überzeuge Dich von meiner Nähe." — Giulietta schwieg. Sie wagte nicht, das feuchte Auge empor zu heben. Fieberschauer durchrieselte ihr den Leib. „Du antwortest mir nicht?" sagte bittend Bernardo. „So zögerst Du neuerdings, so ganz vergessend, daß die Umstände drängen, daß Deines argwöhnenden Gatten finstre Stirn sich täglich mehr in drohende Falten zusammenzieht? Erhöre mich nur diesesmal," flehte er mit Ungestüm, ihre bebende Hand an die stürmisch wogende Brust ziehend. „Ich kann,

ich darf nicht," stammelte mit brechender Stimme die Geängstigte. „Fordere Alles von Deiner Giulietta, nimm mir das Leben, nur vergönne mir die Ehre. Und nicht zufrieden mit dem allein, verlangst Du auch, daß ich dem Glauben der Ahnen entsagen soll?"

„Nein, nein!" rief sie mit Schluchzen, „ich kann es nicht;" und dies stöhnend, sank sie bewußtlos, vom Schmerz überwältigt, in des betroffnen Jünglings Arm.

„Giulietta!" seufzte Bernardo und mühte sich, die an seinem Herzen ruhende Geliebte in's Bewußtseyn zurück zu rufen. Allmählig wieder zu sich kommend, sprach sie: „Zweifle nicht an der Stärke meiner Liebe zu Dir. Nochmals, fordre Alles, nur zwinge mich nicht zum Aeußersten." — Des Jünglings Miene verfinsterte sich bei diesen letzten Worten.

Sie aus den Armen lassend, entgegnete er mit kalter, ernster Stimme: „Ist dies Deine oft gepriesene Treue, oder dies der Beweis für Deine unzähligen Betheuerungen heißer Liebe und Hingebung? Wahrlich, soll Dein nunmehriges Benehmen ein Beweis der Wahrheit sein, so ist es ein schlechter, und fast gelüstet es mir, zu glauben, Du habest falsches Spiel mit mir getrieben.“

„Bernardo“... fiel ihm Giulietta schmerzlich in die rasche Rede. „Schweig, keine Entschuldigung,“ donnerte der schwer Gekränkte. „Nicht leere Worte will ich, entschuldige Dich durch die That. Folge mir, und ich nehme das harte Wort, das ich so eben in erster Hitze sprach, reuig zurück. Beharrst Du jedoch in Deinem kalten Wahn, nun denn, so vernimm meinen Schwur, daß Du mich zum Letztenmale bei Dir gesehen. Kurz sei Dein Entschluß. Es drängt die

rasche Zeit. Sprich, wirst Du mir folgen, oder nicht?" — Giulietta schwieg; doch die Blässe des Antlitzes sprach deutlich aus die Verzweiflung, welche ihr Innerstes durchzuckte.

„So muß ich mich entscheiden?" fragte sie mit bebender Stimme. Der Jüngling schwieg, finstern Blicks. „Nun denn," seufzte sie in unendlicher Bangigkeit; „Du bist Sieger in diesem schrecklichen Kampf der Pflicht und der Liebe. Heute Nacht." Und dies sagend, überließ sie den Frohlockenden seinem Glück.

Der alte Simeone entschlüpfte dem nächsten Gesträuch.

„Wo ist die Herrin?“ fragte Armosini, vom Besuche bei der Priorin heim kehrend, den herzu tretenden Simeone. „So eben kehrt sie von der Villa zurück,“ bedeutete dieser mit geheimnißvoller Miene. „Auch ich,“ fuhr er fort, „war indessen daselbst gewesen; um jedoch schneller bei Euch wieder einzutreffen, miethete ich in Eile eine Karosse; denn ich habe Wichtiges zu melden.“ — „Rede,“ bat mit Ungestüm der Graf. „Verschweige mir nichts, und wäre es das Gräßlichste selbst. Was hast Du erfahren?“ Simeone begann mit ängstlicher Stimme: „Euern Auftrag zu Folge hatte ich ein wachsames Auge auf die Gräfin. Ihr war't nicht lang aus dem Hause, so befahl sie, die Karosse anzuspannen, mit dem Bedeuten, sie wolle in den Garten der Villa sich begeben. Alsobald machte auch ich mich auf den Weg dahin. Ich fand sie, als ich

anlangte, sinnend auf Einer der Bänke in dem Schatten des Pinienwaldes. Unbemerkt stahl ich mich in's nächste Gebüsch. Nicht lang, o faßt Euch, gnädiger Herr, so rauschte es neben mir und es trat herzu der bewußte Frevler. Erst hatte sie geweint; als sie seiner ansichtig wurde, strahlte ihr Auge in freudiger Gluth und sie reichte ihm die Hand zum zärtlichen Kusse. Doch nicht lang, und ihre Freude schuf sich um in herben Kummer, in einen fürchterlichen Kampf mit sich selbst; denn stellt Euch vor, der Verführer nöthigte zur Flucht. Lange widerstand sie seinen stürmischen Bitten, bis sie endlich, vom Schmerz überwältigt, ihm den Wunsch zusagte. Der Abrede gemäß harren die Rosse heute Nacht an den Mauern nächst der Porta del Popolo." — „Verrucht," knirschte Armosini. „Versammle die Diener," befahl er. „Sobald es zu dämmern beginnen wird,

sollen sie, mit Waffen wohl versehen, sich bereit halten. Ich selbst will sie führen." „Gnade der Armen, der Verführten," flehte der alte Diener. „Gnade, meinst Du?" hohnlächelte Armosini. „Es gibt eine Art von solcher Gnade, welcher die Begnadigten am Ende wohl gar die Todesstrafe vorgezogen hätten."

Die Nacht hatte sich eingestellt. Giulietta's Seelenangst stieg mit jeder Stunde, welche sie der Ausführung des Vorhabens näher rückte. Endlich war es Zeit. Nach kurzem aber inbrünstigem Gebet warf sie den Seidenmantel um die Schultern und schritt leise die Treppe des Hauses hinab. Auf der Straße angelangt, flog sie, einem verfolgten Reh gleich, der Porta zu. Dieselbe erreicht, schritt sie leise voran, in der Richtung der

Straße nach Pontemolle, von Zeit zu Zeit scheu umher spähend. Da vernahm ihr Ohr das verabredete Zeichen. „Bernardo, bist Du's?“ lispelte sie leise. „Ich bin's,“ gab es zur Antwort und alsbald brannte ein Kuß auf ihrer Lippe. „Komm, besteige dies Roß, für uns Beide bestimmt.“ Dies sprechend, hob er sie auf den Zelter, und schwang sich sodann hinter sie auf das muthige Thier, sie traulich in die Arme schließend. „Halt!“ donnerte eine wohlbekannte Stimme und zugleich fühlte Bernardo den Todesstoß, daß er mit dem Rufe: „Armosini!“ leblos vom Rosse sank. Zu gleicher Zeit stürzte Simeone mit den übrigen Dienern aus dem Hinterhalt hervor. „Ihr kommt zu spät,“ höhnte sie der Gebieter. „Ich hab's vollbracht. Doch Du, Simeone, trage Sorge, daß diese hier das Tagslicht nimmer schaue. Geleite sie zur Priorin.“

Eines Tags verkündete der Menge ängstlicher Ruf Feuer. Es hieß, es brenne das Kloster der Klarissinnen. Und es war der Fall. Schon stand das Dach in Flammen. Hin und her wogte die Menge, theils zur Hülfe herbei geeilt, welche theils die Neugier herzugelockt hatte. Heraus aus dem brennenden Gebäude stürzte die Schaar der wehschreienden Nonnen, den keuschen Schleier über das Antlitz geworfen, eine Jede ihr bischen Habe unter dem Arm. Da stürzte das Dach zusammen, daß die Rauchwolke sich hoch gen Himmel empor wälzte. Die Nebengebäude zu retten, die Flammen leichter zu ersticken, wurde ein Theil der Mauer nieder geworfen, so daß ein ungeheurer Haufen von Schutt sich gestaltet hatte.

Als nun etwa eine Woche später die Arbeiter diesen Berg von Steinen und Gebälk wegzuräumen sich bemühten, geschah es, daß

Einer derselben in eine Untiefe gerieth. Er fiel in ein düstres Gewölbe. Mit Schaudern gewahrte er den Leichnam eines jungen Weibes. Die Unglückliche lag zu Boden gekrümmt, die Zähne in Einen der abgezehrten Arme fest eingenagt. Sie schien den Hungertod gestorben zu seyn.

Mal' Occhio.

Ein Nachtstück.

Im Jahre 18— befand sich zu Neapel der junge Baron von Y***, Legationsrath bei der holländischen Gesandtschaft. Er war ein Mann von Geist, verband mit vorzüglichen Anlagen angenehme äußere Formen, wie sie für ähnliche Posten stets wünschenswerth sind; mit einem Wort, es war ein junger Mann von Bildung, in dessen gewandtem Benehmen sich die zu eigen gewordene Routine verrieth. Er hatte es niemals unterlassen, so viel wie möglich die sogenannte große Welt und ihre Zirkel zu besuchen, ja er hatte sich früher sogar in ihrem bunten, unruhigen Treiben wohlgefallen. Seit Kurzem jedoch hatten ihn die Bemer-

kungen einiger Bekannten und Kollegen von ihr etwas entfernter gehalten, ihn düsterer, fast melancholisch gemacht.

Baron Y***'s Physiognomie hatte etwas markirtes, auffallendes. Sie war männlich schön zu nennen, nur im Auge, dem großen, weit geöffneten, überaus durchdringenden, lag für den in diesem Punkt höchst ängstlichen und abergläubigen Neapolitaner das schreckliche Merkmal des gefürchteten Mal' Occhio. — Und keineswegs war den Eingebornen des Fremdlings unglückliche Eigenschaft entgangen, weßwegen man auch bald ihre Aeußerungen darüber vernehmen konnte. Y***'s Freunde, sämmtlich Ausländer, weit entfernt, den Aberglauben zu theilen, unterließen es nicht, ihn von der Angst der kindischen Leute zu benachrichtigen. Anfangs ließ sich Y*** in ihr Gespötte ein, zuletzt, da er es in der That wahrzunehmen glaubte,

wie sich die Meisten aus seiner unmittelbaren Nähe entfernt hielten, begann es ihn zu kränken, am Ende in einen Zustand von Trübsinn zu versetzen.

Seiner Stellung als Zugehöriger einer Legation mochte er es verdanken, daß man ihn noch in die Zirkel der Einheimischen lud. Hätte er in anderer Stellung sich befunden, gewiß, er wäre einem Verbannten gleich behandelt worden. Dies wirkte unfreundlich, verletzend auf das ohnehin reizbare Gemüth des von Natur heftigen Mannes.

Er vertraute sich einstmals seinem Chef. Wie natürlich bemühte sich dieser, ihm diese Grillen aus dem Sinn zu scheuchen, die Leichtgläubigkeit des italienischen Volks höhnend. Allein trotz aller Mühe wollte es ihm nicht glücken, die Kränkung aus des Sinnenden Gemüth zu bannen, der von Tag zu Tag mißmuthiger zu werden schien. Er hatte ge-

hofft, die angenehmsten Tage in dem himmlisch schönen Neapel zu verleben. Mit wahrer Sehnsucht war er dahin geeilt, und nun, kaum einige Monate daselbst angelangt, mußte die zufällige Eigenschaft des Blicks seines Auges ihm die Freuden des Aufenthaltes verbittern. Seine Eitelkeit sagte ihm, daß er an andern Orten Glück gemacht, daß ihm seine leichte, angenehme Haltung, sein ungezwungenes natürliches Benehmen Freunde, ja sogar Freundinnen erworben, indeß er sich hier gleich einem bösen Wesen geflohen sah. Dies schmerzte ihn; es machte ihn aufmerksam auf sich selbst, und er fing an, den Aberglauben zu theilen.

„Wäre es in der That wahr, daß mein Blick Unheil brächte?" sagte er eines Tags zu sich selbst, und schaute, nicht ohne leises Grauen, in den Spiegel seines Zimmers. „So würde also jeder schuldlose Blick, selbst

Jener der innigsten Liebe, nur den Untergang bereiten? — Und dennoch muß die Furcht der Leute Grund haben," fuhr er nach einer kleinen Weile fort, „sonst würden sie nicht so ängstlich nach den schützenden Hörnern greifen, deren in jedem Haus so viele die Kamine der Gemächer zieren." — Aehnliche Gedanken durchirrten des Gequälten Kopf. Vergebens blieb die vernünftige Ermahnung seiner Bekannten und Freunde.

Im Pallaste des Marchese Viotti, in der Straße Toledo, war eines Abends große Gesellschaft. Y*** befand sich unter der hin- und herwogenden Masse der dicht aufeinander gedrängten Menschen. Er hatte es sich vorgenommen, so viel wie möglich den Umgang mit den Einheimischen zu vermeiden,

und sich mehr den Fremden anzuschließen. Die unerträgliche Schwüle der Zimmer trieb ihn in Einen der kleinern, weniger besuchten Nebensalons. Er bemerkte hier drei allerliebste Kinder, welche sich in Mitte des Raumes scherzend umher trieben. Sein Auge ruhte wohlgefällig auf dem Einen der lieblichen Kleinen, einem allerliebsten Knaben. Von jeher ein Freund der Kinder, fühlte er sich liebevoll hingezogen zu dem schwarz gelockten, feurigen Jungen, dem einzigen Sohn des Hauses. Ihn zärtlich an sich schmiegend, blickte er ihm, auf den Schoos ihn hebend, in angenehme Träume versunken, in das muntere Auge. Da gewahrte er, aufschauend, von fern des Knaben Mutter. Zwei ältliche Damen standen ihr zur Seite, mit ängstlicher Miene nach ihm und dem Kinde deutend. Wie ein Blitz durchzuckte es ihm die Seele. Den Knaben vom Schoos he-

bend, ihn ängstlich von sich schiebend, war Eins.

Am Morgen des dritten Tags nach diesem Vorfall erhielt er Besuch von seinem Freunde A***, einem reisenden Kurländer. „Wissen Sie schon," begann dieser im Laufe des Gesprächs, „unsern freundlichen Wirth von neulich hat ein großes, unerwartetes Unglück betroffen." — „Und das wäre?" fiel ihm Y*** ängstlich gespannt in die Rede, indem bange Erinnerung sein Antlitz bleichte. „Sein Sohn starb diese Nacht am Friesel," war des Freundes Bescheid.

Y*** hatte den von seinem Gesandten erbetenen Urlaub erhalten. Wir treffen ihn wieder in der Einsamkeit eines Bauernhäuschens in der Nähe Sorrents, umringt von

den balsamischen Düften, freundlich beschattet von den Orangenbäumen und Citronen-Waldungen jener üppigen Natur. Doch selbst diese höchste Fülle ihrer irdischen Schönheit vermochte es nicht, den Kummer, die seltsame Beklemmung von der Brust des Unglücklichen zu entfernen. —

Die ländliche Familie hatte den fremden Gast liebevoll empfangen. Es war ihm ein freundliches Stübchen zu ebener Erde angewiesen worden, von wo aus sich ihm die reizende Aussicht auf das blaue Meer und den freundlichen höchst anmuthigen Golf von Sorrent darbot. Dem Hause zunächst befand sich ein Wäldchen von Orangen und Citronen, deren aromatischer Duft sein kleines Gemach mit Balsamdüften erfüllte. Auf dem Boden, in Menge zerstreut, lagen unbeachtet die kostbaren Früchte, in jedem andern Lande hoch geschätzt, hier weniger ge-

achtet, weil sie die gütige Mutter Natur im Ueberfluß gespendet. Hier im kühlenden Schatten pflegte der Sinnende halbe Tage zu verleben. Dann trieb es ihn wieder gegen das Städtchen, dicht am Abhang der Felsen gelegen, und träumend und still brütend pflegte er alsdann in das Gewoge der blauen Fluth zu schauen, auf deren tausendfältigen Armen kleine Fischerkähne mit ihren hell flimmernden Segeln auf und nieder schaukelten, in weiter Ferne stattliche Fahrzeuge mit hoch gespannten Fittichen dahin strichen. Leise, schwach verhallend tönte das einsylbige Ritornell nach Beute haschender Fischer vom Meer zu dem Ohr des Träumenden herauf, und dazwischen tönte die Vesperglocke eines nahen Klosters, seine Bewohner zu dem Chor rufend. So war der Abend hereingebrochen. Schon hatte sich der Sonnenwagen geneigt. Endlich berührten seine

Räder die Fluth, und weit her spiegelten sich die Wogen in feueriger Gluth, bis endlich das Silber des Mondes der Sonne Gold allmählig besiegt hatte. Da kehrte der Dulder heim.

Die Familie, in deren Mitte sich Y*** aufhielt, bestand aus dem alten Tommaso, einem biedern Landmann, dessen Weib und ihrer reizenden Tochter Marietta, der Verlobten des jungen Fischers Lorenzo. Nicht ohne geheimes Grauen entdeckten sie den gefürchteten Blick in Y***'s Augen. Doch ihre Angst sorgsam unterdrückt, minderte sich zusehends, jemehr ihre Zuneigung zu dem gutmüthigen Fremdling wuchs. Die liebliche Marietta gewann es sogar über sich, ihm von Zeit zu Zeit in's dräuende Auge

zu schauen; doch unterließ sie's wohlweislich nicht, dabei den Zeige= und Mittelfinger der Rechten in Form zweier Hörner entgegen zu strecken. Dem Bräutigam, welcher ebenfalls seine Beobachtungen anzustellen nicht unterlassen hatte, wollte es am Wenigsten von Allen heimlich zu Muth werden. Noch immer besorgte er Unheil für die Familie, zumal für die geliebte Braut. Viel des Geldes hätte er dahin gegeben, wäre es ihm möglich gewesen, den unheimlichen Gast vom Haus zu entfernen. Doch hütete er sich, ihm davon etwas merken zu lassen, besorgend, er möge den Schuldlosen kränken, der ohnehin schon so traurig und tiefsinnig einherschleiche. Innerer Schauder durchzuckte jedoch seine Glieder, wenn er sah, wie bisweilen des Fremdlings Auge mit theilnehmendem, ja ihm däuchte, mit fast zärtlichem Blick auf dem Antlitz seines blühenden Mäd=

chens ruhte. Auch mochte wohl ein bischen Eifersucht mit im Spiele seyn.

Der Tag der Hochzeit war erschienen. Aus der Nachbarschaft hatten sich die Landleute versammelt. Vom Ufer herauf zogen jubelnd die Fischer heran, der glückliche Lorenzo an ihrer Spitze. Im Gemache der Eltern, im Erdgeschoß, harrte, festlich geschmückt, die züchtige Braut. In ihren Anblick versunken, weilte Y*** ihr gegenüber. Beider Blicke begegneten sich. Da erinnerte er sich seines Fluchs. Bebend senkte er das Auge zu Boden, rasch aus dem Gemach in's Freie tretend, die herzu geeilte Volksmenge in ihren bunten Costümen betrachtend. Und noch immer strömten Leute herbei; die Frauen, festlich geschmückt, auf kleinen Eseln

sitzend, die Männer, rüstig einher schreitend, in bunt verzierten Jacken, viel bebänderten, spitzen Hüten. —

Lorenzo betrat die Stube, bedeutend, man harre nur der Braut zum Gang nach der nicht fernen Klosterkirche. „Gleich, gleich, Ungestümmer," lächelte Marietta traulich. „Ich muß nur noch Deinen Strauß holen. Er liegt oben in meiner Kammer," und sie hüpfte behend die Treppe hinan, nach dem obern Stockwerk des Häuschens. „Wo nur Marietta so lange bleibt, zürnte endlich nach einer kleinen Weile der Vater, und bat sein Weib, nach der noch immer nicht wiederkehrenden Tochter sich umzusehen. Da vernahmen sie der Mutter Angstruf. Lorenzo mit dem Alten stürzte hinauf. Ein Blick in Marietta's Stube reichte hin, sie von dem Schrecklichsten zu überzeugen. Unter dem Schutte der

eingestürzten Zimmerdecke lag das arme Mädchen erschlagen.

Der lieblichste Morgen folgte diesem Unglückstage. Die Morgenröthe lag am Horizont ausgespannt. Die Sterne waren verschwunden, der Morgenstern nur noch mühte sich, dem schon kräftiger heran gewachsenen Tag Widerstand zu leisten. Ein Fischerkahn durchschnitt die Fluth der Sorrenter Bucht. Es saßen darin zwei emsige Fischer, das Netz nach sich ziehend. Und als sie es empor arbeiten wollten, staunten sie nicht wenig über seine ungewöhnliche Schwere. Aber noch größer war ihr Erstaunen, als sie einen entseelten Menschen im Netz gefangen erblickten. Es war die Leiche des Legationsraths.

Der gefangene Falke.

Historische Scene aus dem zwölften Jahrhundert.

Heinrich der Löwe und Kaiser Heinrich VI. standen sich noch immer feindlich gegenüber. Grollte der Kaiser schon längst dem Vater, so zürnte er nunmehr nicht minder dessen Sohn, dem jüngern Heinrich von Braunschweig, der es gewagt hatte, ihn, des Kaisers Majestät, vor den Mauern des feindlich eingeschlossenen Neapels schnöde zu verlassen und heimlich nach Deutschland zurückzukehren, so daß es verlautete, als sey er nebst Andern von den bedrängten Neapolitanern insgeheim bestochen worden. Den alten Löwen erfüllte des Sohnes vorschnelle That mit Schadenfreude, um so mehr, da es den Kaiser in nicht geringe Verlegenheit setzte. — Eines Tages trat Heinrich trüben

Antlitzes vor den alten Vater. „Ich hätte den leichtsinnigen, unritterlichen Schritt nicht thun sollen,“ begann er ernsten Sinnes. „Nicht bedachte ich die Folgen, nicht, daß mir die von Jugend an bestimmte Braut dadurch neuerdings unwiederbringlich entrissen ist, sie, die ich, ohne daß ich sie jemals gesehen, mit der Gluth der ersten Liebe verehre.“ Da lächelte mitleidig der alte Löwe und sprach: „Gibt's der Mägdlein denn nicht genug? Muß es denn gerade des Pfalzgrafen Konrad Töchterlein seyn, welche Du heimzuführen gedenkest? Bist Du nicht ein stattlicher hübscher Junge, tapfer und gewandt? Suche Dir eine Andre; denn an Bräuten, welche froh seyn werden, Dich zu besitzen, kann es Dir nimmer fehlen.“ So sprach der alte Löwe und schied vom ernst zur Erde schauenden Sohn, dem es gar weh um's wunde Herz zu werden anfing, denn er hatte schon oftmals

von Fürsten und Rittern aus Nah und Fern der schönen Agnes Liebreiz und seltene Tugend preisen hören, und daß Alt und Jung schaarenweis um die Reizende minne. „So sey's!“ rief er plötzlich, wie aus schweren Träumen erwachend. „Ich muß die schöne Verlorne wenigstens mit meinen Augen schauen; dann will ich wieder heimziehen; aber auch meine Liebe kehre heim, heim auf immerdar, in ihr Grab.“

Nächst Bacharach lag das stattliche Schloß Stalecke, der Pfalzgräfin Irmengard gehörig, der Gemahlin des Herrn Konrad, des Oheims kaiserlicher Majestät. Oede und still war's diesen Abend in den weiten Burgräumen, welche der Herr Pfalzgraf am Morgen verlassen, um sich an das Hoflager des kaiserli-

chen Neffen zu begeben. Frau Irmengard und ihre Tochter Agnes nur waren zurückgeblieben, bewacht von ihrem treuen Edelknecht Rudolph, einem biedern Dänen-Jüngling, welcher seit einigen Jahren in des Pfalzgrafen Dienst getreten war. —

Mutter und Tochter saßen um den wärmenden Ofen; denn obgleich im Kalender das Frühjahr geschrieben stand, so blies doch noch ein schneidender Nordwind, wie es in unserm lieben Deutschland so manchmal sich zu ereignen pflegt. „So liebst Du ihn wirklich so recht von Herzen?“ fragte die Mutter nochmals, und man sah ihr's an, wie sie die Frage gern wohl noch hundertmal wiederholt hätte. „Heinrich liebe ich; des französischen Königs Anträge sind meiner Sinnesart zuwider; denn ich hasse diesen Philipp August, wie ich sein gesammtes Volk verabscheue. Meint ihr, er würde mir's besser ma-

chen als der armen Ingeburg von Dänemark, die er unschuldig schmähte und alsdann verstieß? An ihm klebt der Fluch seines Volks; denn gleich ihm treibt er ein schändlich' Spiel mit des Weibes Unschuld. O ich sage es Euch, Mutter, mir ekelt's vor diesem nichtswürdigen Geschlecht, das äußerlich schmeichelt, schöne Worte im Munde führt, im Herzen jedoch Hohn und Arglist brütet. Gesteht selbst, ob ich nicht wahr rede? Habt Ihr jemals einen Franzosen gesehen, der's mit dem Deutschen redlich gemeint hätte?"

„Wohl sprichst Du wahr, Töchterlein," erwiederte Frau Irmengard wohlgefällig. „Betrachtet man's beim Licht, so taugt Keiner etwas. Es sind gottlose Spötter, unruhige Köpfe, die wohl das gute Alte einzustürzen, nichts bessers Neues jedoch aufzubauen wissen. Zudem weiß ein Franzose nie

was er will, und wüßte er's auch, wär's nur was Schlechtes."

„So bist Du also fest entschlossen," fuhr sie nach einer Weile fort, „Heinrich von Braunschweig nur Herz und Hand zu bieten?" „Nur ihm allein," betheuerte mit freudig glänzendem Auge das reizende Fürstenkind. „Nun so vertraue Dich meinem Schutz," gelobte die Mutter; „doch hüte Dich, dem Vater von meinem Vorhaben das Geringste ahnen zu lassen. Ich weiß es, aus Klugheit nicht allein, auch wegen persönlicher Abneigung ist er dieser Verbindung entgegen. Ueberdies fürchtet er sich vor des Kaisers Zorn. Daher heischt es raschen Entschluß, rasche That. Morgen mit dem Frühsten entlasse ich unsern treuen Rudolph, ihn an des Braunschweigers Hof zu Heinrich sendend, auf daß er ihm unser Vorhaben eröffne. Ich weiß, daß er Dich innig liebt.

Auch ihm ist Deine Neigung nicht unbekannt, wie mir gesagt wurde; er wird daher nicht säumen, sich schleunigst in aller Stille einzufinden. Bevor der Vater vom Kaiser heimkehrt, müßt ihr ein Paar seyn.“ Freudigen Antlitzes stürzte sich die dankbare Agnes in ihres Mütterchens Arme, die nicht säumte, den diensteifrigen Rudolph von seinem Auftrag für den kommenden Tag in Kenntniß zu setzen.

In der Schenke eines Dorfes an der Heerstraße ging es munter her. Lautes, wild durcheinander schallendes Getös von Worten und Faustschlägen, gellendem Gelächter und Gejauchze erfüllte die düstre, rauchige Stube, in welche vergebens das Tagslicht herein zu dringen sich bemühte. In einem Winkel

saß um den runden eichenen Tisch ein Trupp halb betrunkener Kerl's, mit vom Wein gerötheter Nase, funkelnden Augen, in den wüsten Gesichtern der Ausdruck wilder Lust, zügelloser Ungebundenheit. In einem Andern sah man einen Kreis von Spielern, gierigen Blicks auf die dahin rollenden Würfel schielend, von denen sie mit banger Ungeduld die Entscheidung ihres Glücks oder Unglücks erwarteten. Wieder konnte man sehen ein Häuflein junger Bursche und lockerer Dirnen, halb benebelt, und den Mädchen mit roher Zudringlichkeit das volle Weinglas an die Lippen drückend. In diesem wilden Gewoge saß an einem leeren Tisch, ganz allein und theilnahmlos ein junger, stattlicher Reitersmann, in einfacher aber sauberer Tracht. Er schien über Wichtigem zu sinnen, unbekümmert um den ihn umschwirrenden Lärm der trunkenen Menge.

Doch nicht lang sollte er allein am Tisch verweilen; denn alsbald trat ein neuer Wanderer in die gefüllte Stube, und ließ sich neben dem Fremden nieder. Dieser neue Ankömmling war Niemand anderer als der Edelknecht Rudolph von Stalecke, begriffen in seiner Wanderschaft gen Braunschweig. — Sie mochten wohl geraume Zeit neben einander gesessen haben, bevor Einer von ihnen das Schweigen zuerst gebrochen, was heut zu Tag auch wohl noch zu geschehen pflegt, wenn man an einem Tisch neben einander zu sitzen kömmt, nicht gleich wissend, wie oder von was man zuerst sprechen soll. Endlich begann Rudolph: „Der Teufel hole das verdammte Geschrei, man hört kaum sein eigen Wort, und an ein bischen Schlummern auf der Bank, nach weitem Ritt, ist gar nicht zu denken.“ „Ihr kommt wohl weit her?“ fragte der Andere mit zierlichem

Ton und so feiner Rede, daß Rudolph, davon überrascht, ihn von Kopf bis zu Fuß mit neugierigem Blicke maß. „Von sehr weit,“ gab er zur Antwort. Von Stalecke bei Bacharach.“ Der Fremde stutzte bei diesen Worten und schien nachzusinnen. „Da müßt ihr ja die schöne Agnes, des Herrn Pfalzgrafen Tochter, schon gesehen haben?“ war des Fremdlings vorsichtig gestellte Frage. „Ob ich Die nicht kennte!“ lächelte Rudolph; „bin ja Einer von des Pfalzgrafen Leuten.“ Bei diesen Worten sprach sich Freude in des Fremden Zügen aus, und unwillkürlich griff er in den Wamms, als suche er nach dem Geldbeutel. Nach kurzem Bedenken begann er: „Wie könnte es geschehen, daß es mir möglich würde, Agnesen zu sehen? — Wollt Ihr mir dazu behülflich seyn, so soll es Euch....“ „Das ist unmöglich,“ unterbrach ihn Rudolph; „um so

mehr, da ich Geschäfte halber nach Braunschweig reisen muß." — „Nach Braunschweig?" fragte der Andre gespannt und mit gedehnter Stimme. „Sonderbar, ich komme von daher." „Wie, Ihr kommt von Braunschweig? Vortrefflich, da könnt Ihr mir gleich sagen, ob der jüngere Heinrich, des Löwen Sohn, sich in diesem Augenblick daselbst aufhält." — Der Fremde biß sich auf die Lippen; doch erwiederte er schnell gefaßt: „So viel mir bekannt ist, hat er die Stadt schon seit einigen Wochen verlassen. Ich glaube nicht, daß Ihr ihn dort finden werdet." „Wo ist er denn hingereist?" fragte etwas unwillig der arme Rudolph, dem es nur allzuklar einleuchtete, daß er den Weg nunmehr vergebens mache. „Seid Ihr wirklich von Stalecke?" fragte nochmals der Fremde. „Ja, und noch dazu im Dienst des Pfalzgrafen," entgegnete etwas verwun-

dert Rudolph. „Warum fragt Ihr mich mit dieser ängstlichen Neugier?“ — „Hört,“ sprach der Fremde, sich ermuthigend, mit wichtiger Miene; „hört und vernehmt meinen Wunsch. Doch, bevor ich Euch meinen Stand und meine Herkunft entdecke, schwört mir Treue und Verschwiegenheit.“ „So laßt hören,“ sagte Rudolph lächelnd; „doch nicht eher gelobe ich Euch Treue, bis Ihr mir Euern Namen mitgetheilt habt.“ „Nun so wißt,“ sprach der Fremde mit leiser Stimme, „ich bin der, welchen Ihr sucht, bin Heinrich von Braunschweig, des alten Löwen Sohn.“ — Rudolph traute kaum seinen Ohren. Ihm war, als hätte er das eben Gehörte nur geträumt, so verblüfft, so wie aus den Wolken gefallen stand er vor dem plötzlich Gefundenen. Kaum vermochte er's, dem Fürsten in kurzen Worten den Zweck seiner Fahrt zu eröffnen. Wer be-

schreibt Heinrichs Entzücken bei der Kunde seines bevorstehenden Glücks? „Laß' uns eilen, keinen Augenblick länger säumen;" rief er in höchster Wonne und schob den noch immer staunenden Rudolph mit sich fort zur Thür hinaus. Und bald trabten sie auf dem Weg, Stalecke zu.

Pfalzgraf Konrad fand den kaiserlichen Neffen in trüber Stimmung. Das Mißgeschick hatte ihn in Italien verfolgt, und das schmerzliche Bewußtseyn vereitelter Pläne quälte das thatendurstige Gemüth des unternehmenden Mannes. Heinrich VI. war ein großer Mann, voll großartiger Ideen, voll trefflicher geistiger Anlagen; doch wie es oft zu geschehen pflegt, sein Verstand errang die Oberhand über sein Gemüth. Er war zu wenig mild, allzuoft hart, unerbitt=

lich streng, zuweilen selbst grausam. Seiner Wünsche Höchster, sein alleiniges Trachten war auf Vergrößerung des deutschen Reichs gerichtet. Zum Zweck zu gelangen, scheute er kein Mittel, das Schlechteste selbst nicht. Bei den deutschen Fürsten wußte er sich in Achtung zu erhalten, und mancher fürchtete seinen Zorn. Was ihn zum Meisten kränkte, war sein unglücklicher Zug gegen Neapel, wo er von den meisten Fürsten plötzlich verlassen, die Belagerung aufzugeben sich genöthigt sah. Des Braunschweigers Untreue hatte ihn besonders tief geschmerzt, und gegen ihn war sein Unmuth am heftigsten. Es freute ihn daher, als sein Ohm ihm eröffnete, daß er beschlossen habe, seiner Tochter Hand dem König Philipp August von Frankreich zu geben, der von ihrer seltenen Schönheit Kunde erhalten hatte. „Schenket Eures Kindes Hand einem Jeglichen, nur

nicht dem Verräther Heinrich, welcher es gewagt hat, mich, seinen Herrn und Kaiser im fremden Land, mitten unter meinen Feinden, zu verlassen."

Nachdem der Pfalzgraf es ihm feierlich gelobt, schied er vom kaiserlichen Hoflager, und schickte sich zur Heimkehr an. — Der Mensch gelobe niemals zu voreilig; denn wer verbürgt ihm des Geschickes Walten? Und war's diesmal das Schicksal nicht, so war's doch eines Eheweibes List, die seinen Schwur zu Schanden machen sollte.

Wieder saßen Mutter und Tochter eines Abends auf Burg Stalecke traulich beisammen, als die Thür der Stube sich leise öffnete und zu ihrem Erstaunen Rudolph eintrat. „Ihr schon wieder zurück?" fragte

Irmengard den Knecht und Agnes bestürmte den Ankommenden mit tausend neugierigen Fragen. Doch statt aller Antwort riß er die Thür weit auf und herein trat, zu der Frauen größtem Erstaunen — Heinrich von Braunschweig, der sich vor Agnes auf ein Knie niederließ und sittig ihre Rechte an die Lippe preßte. Da tönte es vom Thurm der Veste. „Gott steh' uns bei! mein Gemahl kehrt zurück; das ist das Zeichen!" rief die Pfalzgräfin erschrocken, und riß das Fenster auf. Wirklich erblickte man in weiter Ferne den Fackelschein des Zuges. „Keine Zeit ist zu verlieren, Kinder," sprach sie entschlossen. „Rudolph, hole mir den Schloßkapellan, und Ihr, folgt mir in die Kapelle." Der Geistliche wußte nicht wie ihm geschah. Ueber Hals und Kopf, in geschäftiger Eile, ging die abenteuerliche Trauung vor sich, als ein zweites Zeichen von des Thurmes

Höhe herab tönte und alsbald der Rosse Hufschlag im Hofraum ertönte. Der Pfalzgraf sprang vom müden Rosse, stieg die Treppe hinan, und als wenn nichts geschehen, empfing ihn wie gewöhnlich die freundliche Gattin. Schon harrte seiner der gefüllte Humpen. Irmengard geleitete ihn schmeichelnd zur Tafel und ließ sich neben dem vom langen Ritt Erschöpften traulich nieder.

„Was hat sich Neues in meiner Abwesenheit zugetragen, liebes Weib?" fragte der Pfalzgraf im Verlauf des Gesprächs. Irmengard entgegnete: „Herr, gestern kam ein Falke über's Feld geflogen mit braunem Haupte und weißer Kehle. Gut gekrümmt sind ihm Klauen und Schnabel zu mächtigem Fange, und die Schwungfedern reichen so weit, daß man wohl sieht, sein Vater habe ihn auf einem hohen Ast erzogen. Diesen Falken, nie saht ihr einen schönern, habe

ich gefangen und behalten." — Dies sprechend, öffnete sie die Thür des Nebengemaches und am Schachbrett saßen Agnes und der Braunschweiger, sich zutraulich umschlungen haltend. „Herr," sprach die Pfalzgräfin zu dem vom Donner Gerührten, „das ist der Sohn des Fürsten von Braunschweig, des edlen Löwen; dem habe ich unsere Tochter zum Weib gegeben; möge es Euch lieb und genehm seyn," fügte sie mit einem Ton der Bestimmtheit und des Ernstes hinzu, welchen der Pfalzgraf von lang her schon kannte, so daß er in aller Demuth und Nachgiebigkeit die alleinigen Worte aus beklemmter Brust hervor seufzte: „Es ist geschehen ohne mein Wissen und Zuthun; das möge mich entschuldigen beim Kaiser." —

Und somit ist die Kunde vom gefangenen Falken geendet.

Pfarrers Röschen.

Schattenriss.

(Nach Bürgers Gedicht: „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain.“)

Von drüben herüber, von drüben herab,
Dort jenseits des Baches vom Hügel,
Blinkt stattlich ein Schloß auf das Dörfchen im Thal,
Die Mauern wie Silber, die Dächer wie Stahl,
Die Fenster wie brennende Spiegel,

und darin hauste der stattliche Junker von Falkenstein, dahin lebend in Saus und Braus; allein dem Vergnügen und schnöder Sinnenlust obliegend, als währte das Leben ewig, als ob es nicht nach dem Tod einen Ort der Strafe, der strengen Vergeltung gäbe. — Vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht ward mit den liederlichen Genossen geschwelgt und gezecht, gesungen und gewürfelt, loser Scherz und arges Spiel mit Weibertugend getrieben. — Es war der Junker ein hüb-

scher junger Mann, schlanken Wuchses, groß von Gestalt. Das blonde Haar fiel ihm in zierlichen Locken um die breiten Schultern; glatt und sorgsam gestrichen war des Bartes Haar, und männlich schön zierten ihn Stutz- und Knebelbart. Leicht und angenehm waren Gang und Haltung, den Weibern gefährlich des lüsternen Auges verlockendes Blau. Von Gemüth war er Anfangs nicht bös; doch ließ er sich von frühester Jugend an vom unbezwinglichen Leichtsinn dahin reissen, und was sein Flattersinn nicht verschuldete, verdarb endlich vollends die Rotte nichtsnütziger Freunde, welche, aus der Umgegend sich einfindend, tagtäglich an seiner Tafel schwelgte und zechte.

So mochte es geschehen, daß man seiner mit Verachtung gedachte, daß ehrbare Hausväter ihn verwünschten, sorglich wachsame Mütter in beständiger Angst für die Unschuld

ihrer Töchter bangten; denn nur zu Viele der Beispiele hatten sich in seines Schlosses Nähe ereignet. —

Schon lang stach ihm des Pfarrers Röschen aus dem nah gelegenen Dorfe Taubenhain in's Auge. Er hatte es auf das arme Täubchen abgesehen, und nicht entrinnen sollte es seinem fein gestellten Garn.

Des Pfarrers Tochter von Taubenhain
War schuldlos, wie ein Täubchen,
Das Mädel war jung, war lieblich und fein;
Viel ritten der Freier nach Taubenhain,
Und wünschten Rosette'n zum Weibchen. —

Röschens Vater, der ernste, strenge Mann, war über Land zu einem Kranken gegangen. Einsam saß daher das wunderhübsche Kind am schnurrenden Spinnrad nächst dem Fensterlein, durch dessen trübe Scheiben der freundliche Mond gar traulich herein blinzte, das Mägdlein gleichsam belauschen wollend

in seinen Träumereien, welche nur allzuoft die losen Jüngferchen zu beschleichen pflegen, wenn sie so allein und verlassen einen langen Abend vertrauern müssen.

Röschens seltene Schönheit hatte schon viel Bewunderer gefunden, und so Mancher hatte vergebens um ihre Gunst gerungen; denn ihr stolzer Sinn trachtete nach Höherem, doch vielleicht nicht nach Besserm, ohne ihr Verschulden zwar oder aus Böswilligkeit; denn unser Röschen mit seinem Rabenhaar war ein gutes Ding, voll guten Willens und ohne Falsch; aber leichtgläubig war's, wie sie's Alle sind.

Schon längst hegte sie heimliches Wohlgefallen an dem lockern Junker von Falkenstein. Ihr war das Seinige an Ihr keineswegs entgangen, und so mochte es geschehen, daß sie den schönen blonden Junker sich

nicht mehr aus dem Sinn schlagen konnte. Mochte sie seyn, wo sie wollte, immer stand ihr der Jüngling vor Augen, ja selbst im Traum stellte sich die Erinnerung an ihn ein. Der Vater durfte um Gotteswillen nichts davon merken. Da wäre es aus gewesen! Denn der alte Pfarrer war ein gar strenger, ernster und kalter Mann, zumal seitdem er sein Eheweib, die Frau Pastorin, vor zehn Jahren zu Grabe begleitet. Der durfte also nichts davon ahnen, sonst hätte es Verdruß über Verdruß im Haus gegeben.

Röschen saß, wie gesagt, noch immer in Träume tief versunken, als es am Fenster dreimal klopfte. Obwohl sie erschrack und es ihr schauerlich und kalt über den Rücken fuhr, so faßte sie sich doch alsbald, nahm sich ein Herz und öffnete vorsichtig. „Jüngferchen,“ flüsterte es von draußen. „Seid Ihr allein?“ fragte es. „Ich bin's; doch was

soll's so spät noch?" „Da nehmt," sprach's, und herein flog ein zierlich gelegtes Briefchen, und sie hörte eines davon eilenden Menschen flüchtigen Tritt. „Was ist das?" fragte sich das erstaunte Mädchen, und hob das Papier vom Boden auf. Doch wie röthete sich die Wange, als sie es erbrochen, als sie folgendes gelesen:

„Lieb' Röschen!"

„Länger zu schweigen, ist unmöglich. Es würde mir's Herz brechen, ein Herz, das in heißer Liebe für Dich glüht. — Hast Du meine feurigen Blicke niemals bemerkt, wenn ich vor Deinem Fenster vorüber sprengte? Keinmal die Gluth geahnet, die mich Deinetwegen verzehrt? O so erhöre mich, lieb' Schätzchen; verstoße nicht den treu Liebenden, der morgige Nacht im Waitzenfeld hinterm Garten, nächst der Laube, um die

elfte Stunde des Liebchens harren wird. Vernimmst Du der Wachtel lockenden Schlag, so denke, es sei der Liebste, der

Junker v. Falkenstein."

Wie schlug dem Mädchen das Herz im Busen! Wie oft las sie nicht den süßen Brief; doch erschrocken verbarg sie ihn am warmen Busen, als die Hausglocke klingelte und des Vaters Heimkehr ankündete.

Er schlug der Wachtel hell gellenden Schlag,
Im Waitzenfeld hinter dem Garten.
Dann lockte das Nachtigallmännchen die Braut,
Mit lieblichem tief aufflötendem Laut;
Und Röschen, ach! — ließ ihn nicht warten. —

Wohl harrte das Mädchen seit einer Stunde am Ende des Gartens zunächst dem Waitzenfeld, indeß der alte Vater sorglos schlummerte, und noch immer nicht wollte es Elfe schlagen. — Jetzt schlug's vom Dorf-thurm; aber auch in des Jüngferchens Brust

that es rasche Schläge; denn in selbem Augenblick ertönte es gleich Wachtelschlag und aus dem fluthenden Waitzen raschelte es behende einher, und vor der Schaamrothen stand der Liebste, in den weiten Mantel gehüllt, die Büchse in der Rechten geschwungen. Doch bald warf er beides von sich, um's Liebchen besser zu umschlingen, und zog's schmeichelnd in die nahe Laube des Gartens, durch deren Laubdickicht der Vollmond nur mühsam hindurch strahlte. — „Endlich bist Du mein," begann der Junker, und preßte die Erröthende brünstiger an die hoch aufathmende Brust. „Doch warum so ängstlich, so still, Schätzchen? Liebst Du mich etwa nicht, oder fürchtest Du Dich vor mir, oder mißtrauest Du meiner aufrichtigen Liebe? — Gott sey Zeuge, daß ich's treu und redlich mit Dir meine, wo nicht, so möge mich sein gerechter Zorn todt zu Dei-

nen Füßen niederschmettern, und immer wärmer umschlang er die hochathmende Liebste. „Wenn Du mich täuschtest?“ seufzte die Schüchterne und suchte sich seinen glühendern Umarmungen sanft zu entwinden. „Ich täusche Dich nicht; denn wisse, ich hab's beschlossen, Dich zum Weib zu nehmen, Dich zu erheben zu meiner rechtmäßigen Gattin.“ Diese Worte waren dem armen Röschen, das sich für den Junker in Liebe verzehrte, süße Trösterworte. Der Schaam vergessend, übermannt vom glühenden Trieb, sank ihr das Köpfchen mit den ringelnden Locken an des losen Mannes Brust, der sie mit unzähligen Küssen bedeckte, der immer, immer fester sie umschlungen hielt. Da blinkte der vorwitzige Mond hindurch, das blaß gewordene Antlitz des lüsternen Kindes bescheinend, mit halb geöffnetem Mund, aus dem eine Perlenreihe blanker Zähne blitzte; die holden

Aeuglein in übermäßiger Lust erglänzend; und sie ließ es geschehen, als des losen Junkers Hand die Hülle des Busens lüftete, ließ es geschehen, daß er sie leise auf die moosige Bank streckte... daß... daß?... —

Er wußte sein Wörtchen so traulich und süß
In Ohr und Herz ihr zu girren!
Ach, Liebender Glauben ist willig und zahm!

Wie schlug dem armen Röschen das wunde Herzlein, als sie wie gewöhnlich vor den Vater trat und ihm den rauchenden Kaffee kredenzte! — Mit kleinlauter, kaum vernehmbarer Stimme brachte sie ihr „gut Morgen, Vater," heraus, und mußte gleich zur Erde schauen, als er, ihren Gruß erwiedernd, sie forschend anblickte und sagte: „Du kömmst mir heut so bleich vor; bist Du unwohl?" „Mir fehlt nichts... doch ja, ich habe Kopfweh," fügte sie ängstlich hinzu. Unmuthig

schüttelte der Alte das greise Haupt und schwieg, und Röschen war froh, als er das Frühstück eingenommen und sie sich entfernen konnte; denn in ihrer Brust tobte es gewaltig; es schlug ihr in heftigern Schlägen das Herzchen, und dies Toben, glauben wir, es war das böse Gewissen. — Sie wagte es nicht, aus dem Hause zu gehen; denn bei jedem Schritt fürchtete sie einer Bekannten zu begegnen, und da meinte sie, die Schande stünde ihr auf dem Gesicht geschrieben, und man könnte es ablesen. Da fing sie bitterlich zu weinen an, theils vor Schaam, theils vor Sorge, der schöne Junker möchte seiner heißen Schwüre uneingedenk werden. Und es befiel sie gleich Todesschauer, wenn sie eines solchen Elends gedachte, oder des Zorns des strengen Vaters, und sie gedachte, geschähe dies, sich mir nichts dir nichts in's Wasser zu stürzen. — Das sagen sie immer,

die losen Dirnen; aber sie thun's deßwegen nicht gleich.

Und als die Sichel zu Felde ging,
Hub's an sich zu regen und strecken.
Und als der Herbstwind über die Flur
Und über die Stoppel des Hafers fuhr,
Da konnte sie's nicht mehr verstecken.

Der Junker und sein Liebchen hatten sich seither alle Nacht in der Laube gesehen. Des Mädchens heiße Liebe stieg täglich in eben dem Maas, wie die Seine mehr und mehr abnahm. Wohl mochte sie's wahrnehmen; auch warf sie ihm bisweilen seine überhandnehmende Kälte vor, zumal, wenn sie ihm über ihr öfteres Unwohlseyn klagte und er dabei gleichgültig und theilnahmslos blieb. — Aber dieses Unwohlseyn nahm mit jedem Tag mehr überhand. Der alte Pfarrer schüttelte bedenklich das Haupt. Die Nachbarsleute zischelten Einander in's Ohr,

Die einen hielten diese Blässe für Vorboten einer herannahenden bösen Krankheit, und hegten Mitleid mit dem armen Kind, das einst so frisch und blühend, so fröhlich und guter Dinge in die Welt geschaut; die Andern meinten, es müsse sich bald zeigen, was an der Sache sey; denn ganz richtig käme es ihnen nicht vor. Und noch wenige Wochen, „da konnte sie's nicht mehr verstecken." — Dem Junker war's nicht wohl zu Muth, als sie ihm weinend an die Brust sank, ihm ihren Zustand entdeckte; doch bald schlug er's sich aus'm Sinn, indem er sie zu beruhigen suchte, ihr süße Worte des Trostes, der Hoffnung, des Vertrauens auf seine geleisteten Schwüre vorbrachte.

„Verlasse mich nur jetzt nicht, Geliebter!" flehte sie mit herzbrechender Stimme. „Gedenke Deines Schwures, daß Du mich zum Weib machen, daß Du den Vater um meine

Hand angehen würdest. Doch ich bin's überzeugt, Du wirst mich nicht verstoßen, jetzt, wo ich die Frucht Deiner Liebe in mir trage." Solches seufzte das ängstliche Röschen, indeß ihr die Thränen über Wange und Kinn träufelten. „So gib Dich nur zur Ruhe, Schätzchen," entgegnete der falsche Junker; „hab' ich Dich denn jemals betrogen, um so weniger jetzt, wo es Ernst gilt. Gleich morgen gehe ich zu Deinem Vater; sag's ihm offen heraus, wie es um Dich steht, und begehre mir Deine Hand, wo nicht, so will ich fürwahr nicht selig werden!" —

Dem aufmerksamen Vater war des Töchterchens übles Aussehen schon längst verdächtig. Besonders eines Abends kam sie ihm so eigen und ängstlich vor. Er trat leise zu ihr hin und sprach, sie überraschen wollend, mit harter Stimme: „Röschen, läugne es nicht mehr, Du bist krank. Doch was fehlt

Dir? Ich will's wissen. Du entrinnst mir diesmal nimmer. Gestehe." Noch viel blasser ward das zitternde Röschen. Umsonst versuchte sie's auszusprechen, das Wort der Entschuldigung; ihr bebender Mund versagte ihr den Dienst; sie sank halb bewußtlos zu des Vaters Füßen.

„O meine Ahnung!" seufzte der Alte grimmig, und stieß sie mit dem Fuß von sich. „Vater! Vater!" kreischte die Unglückliche. „Hab Erbarmen mit Deinem gefallenen Kind, das Alles wieder gut machen will, Alles, Alles ...." Da griff er ihr in's wallende Haar, da ballte er die Faust, riß sie empor und fragte mit der Stimme des Todes: „Wie heißt Dein Buhle, entehrte Dirne?" — „Falkenstein .... er will mich ehlichen... gewiß.... er will mich nehmen.... ja, er hat's oft, oft mir gelobt...." „Ha! Ha!" lächelte der Greis mit teuflischem Grinzen;

„ich kenne derlei Gelübde,“ und er griff nach dem Knotenstock, schlang fester die geballte Faust um ihres Hauptes Haar, schlug sie, daß ihr das Blut vom Rücken herunter rann, zerrte sie an die Hauspforte und stieß sie fluchend auf die Gasse. Draußen stürmte es aber gewaltig, es rieselte der Schnee in dicken Flocken herunter, und schaurig heulte der Wind eines November=Abends.

Sie riß sich zusammen, sie raffte sich auf,
Sie rannte verzweifelnd von hinnen.
Mit blutigen Füßen, durch Distel und Dorn,
Durch Moor und Geröhricht, vor Jammer und Zorn
Zerrüttet an allen fünf Sinnen.

„Wer ist draußen und wimmert so?“ fragte der Junker den eintretenden Diener, der berichtet, daß es des Pfarrers Töchterchen sey. Doch kaum hatte er es ausgesprochen, so wankte das Mädchen schon in die Stube, bleich und entstellt, die Haare wild aufge=

löst, das Kleid nachlässig übergeworfen. „Jetzt ist's an der Zeit, Deines Schwures zu gedenken, Geliebter!" rief sie dem Erstaunten halb wahnsinnig zu. „Jetzt ist's höchste Zeit," setzte sie tief seufzend bei; „und verläßt auch Du mich, so weiß ich nicht mehr wohin; denn daß Du es weißt: der harte Vater hat mich zum Haus hinaus gestoßen, mich und den Enkel im Mutterleib, obgleich ich ihm sagte, Du würdest mich zum Weibe nehmen. Nun erfülle Dein Versprechen, oder ich bin sammt Deinem Kinde verloren; denn schon spür' ich den Wahnsinn; fühl's, wie er mir im Gehirn herumkrallt, wie mich Verzweiflung an ihre stachlichte Brust klammert. O verstoße mich nicht; nimm mich zum Weib. Gib mir die geraubte Unschuld, die Ehre wieder zurück, die Du mir schmeichlerisch entlocktest, und ich bin wieder glücklich, ich und Dein Kind," und sie sank, seine Kniee um-

fassend, zur Erde. Der Junker aber sprach: „Was so einer Dirne doch Alles einfallen mag? Wie, ich, ein Edelmann, ich sollte Dich, eines simplen Pfaffen Kind, zur Ehefrau nehmen? Ho! Ho! so war's bei Gott und meiner Ehre nicht gemeint. Zum Scherz warst Du mir lieb und werth; aber für'n Ernst such' Dir Deinesgleichen und packe Dich von hinnen."

Erstarrt rief die Knieende: „Was war das? — Hab' ich recht gehört? Also Spaß nur war's? Spaß Deine Schwüre, wieder nur Spaß Deine erheuchelte Liebe und Treue? — So sey verflucht, dreimal verflucht, Du und ich, Dein Verrath, meine Leichtgläubigkeit. Doch auch das Kind des Lasters sey verflucht. Gebären will ich's, aber nicht kennen lernen soll's die Schmach der Eltern." Und verzweifelt sprang sie empor; laut heulend durchrannte sie die Stube und wühlte

in blinder Wuth im lockigten Haar, das Nattern gleich ihr zerstörtes Antlitz umringelte. Dann stürzte sie hinaus, unaufhaltsam fort und immer weiter, bis an das schilfichte Gestade des Unkenteiches, zu unterst des hernieder schauenden Rabensteins. Da mußte sie inne halten; denn stärker und stärker wurden die Wehen, bis sie's in den kalten Schnee niederwarf, bis unter herzzerreissendem Gestöhn das holde Knäbchen sich entwunden hatte und sie in tiefer Ohnmacht dahin gestreckt lag.

Und nicht weit davon, im dichten Schilf, lauschte ein vorwitziger Knabe, die seltsame Scene begaffend. — Ihr erster Blick, als sie erwacht war, fiel auf das im Schnee halb erstarrte Knäblein. „Ja, es ist sein Ebenbild!" zuckte es krampfhaft von ihrer Lippe und mit zitternder Hand griff sie nach einer Nadel ihres Haares, hob den Arm und stieß

sie dem Jungen so in das weiche Brüstchen, daß er nur wenig mehr die Glieder rührte und sich der klare Schnee ganz blutig röthete. Zu spät kam mit der Besinnung die Reue. Allein, nicht zu spät kam der Lauscher zum Gericht, der es an Ort und Stelle geleitete, wo es sein Opfer fand, den todten Knaben heulend an die zerschlagene Brust drückend. —

Und der Rabenstein blickte gar lüstern auf die schöne Sünderin herab.

Hoch hinter dem Garten vom Rabenstein,
Hoch über dem Steine vom Rade
Blickt, hohl und düster, ein Schädel herab,
Das ist ihr Schädel, der blicket auf's Grab,
Drei Spannen lang an dem Gestade.

Auf des Junkers von Falkenstein Schloß ging es eines Abends munter zu. Im wilden Kreis seiner rohen Genossen saß der verdorbene Edelherr am runden Tisch, bei vollen Humpen und Würfelspiel. Das Glück

schien ihm heut besonders günstig, der Wein besonders schmackhaft zu seyn, und aus voller Kehle erscholl der Trinklieder Chorus im weiten Saal. Und demungeachtet drang des Armensünderglöckleins wehmüthiger Klang von Taubenhain herauf, durch das tosende Gebraus frevelnder Zechlieder; und es drang noch weiter, tiefer, ja es drang in's Herz des pflichtvergessenen Junkers, so daß er erbleichte und von banger Neugier getrieben, an das offene Fenster sprang. Weßhalb taumelt er zurück? — Warum erblaßt er in den Tod? — Weßwegen wankt er und brechen ihm die Kniee? — Wisse, gütiger Leser, wisse, schöne Leserin, sie schleppen das betrogene Röschen nach dem Rabenstein, zum Tod auf's Rad. —

Aber auch der lose Junker wird's nimmer lang treiben; denn sie tragen ihn in

seine Schlafstube, und schon hat ihn der Tod umfangen. —

Vom armen Röschen aber sagen die Leute:

Allnächtlich herunter vom Rabenstein,
Allnächtlich herunter vom Rade
Huscht bleich und wolkicht ein Schattengesicht,
Will löschen das Flämmchen und kann es doch nicht,
Und wimmert am Unkengestade.

Inhalt.

Seite

Giulietta und Bernardo. Nachtstück. . . . 7

Mal' Occhio. Ein Nachtstück 27

Der gefangene Falke. Historische Scene aus dem zwölften Jahrhundert. 43

Pfarrers Röschen. Schattenriß. 63

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bayern, Maximilian <<in>>,

Skizzen-Buch für 1834

München 1834

Bamberg, Staatsbibliothek -- RB.L.g.o.42
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11769966-7